

Akzeptanz des Unvermeidlichen?

»Resilienz« soll in der Krise helfen – eine kritische Analyse

Stefanie Graefe,
Soziologin, wissenschaftliche Mitarbeiterin
an der Universität Jena

Lesetipps

Der nebenstehende Text von Stefanie Graefe ist eine gekürzte Version ihres Artikels »Corona: Schlägt die Stunde der Resilienz?«. Die Langfassung unter diesem Titel erschien im August 2020 in der Zeitschrift *Luxemburg*, die vom Vorstand der Rosa-Luxemburg-Stiftung herausgegeben wird. Soziologin Graefe forscht und publiziert schon seit Jahren zum Thema. Ihr spannendes Buch *Resilienz im Krisenkapitalismus. Wider das Lob der Anpassungsfähigkeit* wurde im September 2019 vom transcript-Verlag veröffentlicht. Auf 234 Seiten nimmt Graefe die »Konjunktur der Resilienz« kritisch unter die Lupe und fragt auch nach dem »Preis, den wir für das Lob der Krisenfestigkeit zahlen müssen«.

In der Pandemie verspricht das Konzept der »Resilienz« einmal mehr die erfolgreiche Bewältigung von Krisen. Das psychologische und politische Programm zielt nicht auf Emanzipation, sondern auf die Akzeptanz des Unvermeidlichen – nicht auf Fortschritt, sondern auf Systemerhalt.

Der Begriff »Corona« ist zu einer Art Kurzformel für die globale ökologisch-sozialpolitische Vielfachkrise geworden. Im Zeichen von Corona entlarven sich die scheinbare Unverwundbarkeit und Alternativlosigkeit des flexiblen Kapitalismus und der konsumbasierten »imperialen Lebensweise« des globalen Nordens als gefährlicher Mythos: Das System funktioniert nur so lange, wie die von ihm systematisch produzierten ökologischen, ökonomischen und sozialen Verletzlichkeiten in andere Sphären und Regionen ausgelagert und der unmittelbaren Sichtbarkeit entzogen werden können.

»Corona« meint zugleich eine Zeit der sich ausbreitenden Verunsicherung und Angst, ob vor Krankheit und Tod oder vor Arbeitslosigkeit und Armut – oder schlicht davor, dass niemand weiß, wie die Zeit »nach Corona« aussehen wird und wann sie anfängt. »Corona« steht aber auch für Verbreitung politischen Irrsinns, für das Wuchern von Fake News, Verschwörungsideologien und Irrationalität. Demgegenüber gewinnen diejenigen Politikstile Vertrauen, die das »Fahren auf Sicht« zum handlungsleitenden Prinzip erheben.

Die vergleichsweise vorsichtige Rhetorik der Bundeskanzlerin erscheint auch manchen Linken als die bessere Alternative – nicht zuletzt, weil sie offen einräumt, dass der Verlauf der Pandemie unkalkulierbar, ihr Ausgang ungewiss ist. Wenn man so will, dann gehorcht das Merkelsche Erfolgsrezept – die Sicherung von Souveränität durch das Eingeständnis eines prinzipiellen *Mangels* an Souveränität – dem Grundprinzip der *Resilienz*. Dieses Konzept wurde nicht erst im Kontext der Corona-Pandemie erfunden (→ *Randbemerkung rechts*). Im sich multiplizierenden Krisengeschehen steht Resilienz einerseits für Pragmatismus und Vernunft, andererseits für die Hoffnung auf gutes Durchkommen durch die Krise.

»Are you prepared?« fragt etwa die Weltgesundheitsorganisation in einem Papier, das die »Coronavirus Resilience« von Organisationen stärken soll. Die OECD wiederum diagnostiziert im globalen politischen Umgang mit der Pandemie einen gefährlichen Mangel an Resilienz, der letztlich aus einer unzureichenden Vorbereitung

auf Katastrophen dieser Art resultiere. Parallel klären therapeutische Expert*innen seit Beginn der Pandemie das ratsuchende Publikum in Netz, Funk und Fernsehen darüber auf, wie sich die ganz persönliche Resilienz trotz Lockdown, Home-Schooling und Zukunftssorgen steigern lässt – etwa indem man sich auf »eigene Stärken und frühere Erfolgserlebnisse« besinnt.

Kurz: In Zeiten von Corona schlägt die Stunde der Resilienz, also eine Zeit, in der die *Krisenfestigkeit* von Mensch und Gesellschaft diskutiert, bemessen, beschworen und bezweifelt wird. Die Einschätzungen sind dabei einerseits recht skeptisch, sie reichen von der nüchternen Feststellung, dass Resilienz gerade in dem Moment versagt, wenn sie am dringendsten gebraucht wird, bis zu einem unverdrossenem Optimismus, der die Pandemie nicht nur als willkommene Gelegenheit zum Ausbau der individuellen wie kollektiven Resilienz feiert, sondern sogar als Ausweis für die Überlegenheit der Demokratie als Regierungsmodell. Demokratien als »lernende Systeme, die ihr Verhalten anpassen, korrigieren und dadurch verbessern können« scheinen, diesem Argument zufolge, ihre Resilienz unter Corona-Bedingungen sogar noch erweitern und stärken zu können.

Skeptischen wie optimistischen Deutungen gemeinsam ist die Annahme, dass Resilienz eine ebenso vernünftige wie unvermeidliche Handlungsorientierung in Krisenzeiten bietet.

Um zu verstehen, warum das im Vergleich zu Irrationalismus und Verschwörungstheorien so offenkundig *Vernünftige* der Resilienz zugleich ein *Problem* darstellt, muss der Blick zunächst jenseits von Corona auf das Konzept selbst gerichtet werden. Mit Resilienz ist üblicherweise eine flexible Widerstandsfähigkeit gemeint, die Menschen, aber auch Ökosysteme, Finanzmärkte oder Küstenstädte in die Lage versetzt, mit chronischem Stress, Krisen und Schocks so umzugehen, dass es zu keiner nachhaltigen Beeinträchtigung kommt. Wer resilient ist, so der Tenor der auch schon lange vor Corona wuchern den Forschungs- und Ratgeberliteratur zu diesem Thema, der*die ist zwar keineswegs unverletzlich, kann aber mit seiner*ihrer Verletzlichkeit so umgehen, dass Krisen, Schocks und Katastrophen weitgehend unbeschadet überstanden werden. Resilienz ist ein Krisenkonzept, genauer gesagt: eine Handlungsanleitung für das (Über-)Leben in der sich zuspitzenden ökologisch-politisch-sozial-ökonomischen Vielfachkrise.

Wo von Resilienz die Rede ist, liegt zugleich die Verheißung in der Luft, dass sich auch in unsicheren Arbeits- und Lebensverhältnissen

► ein günstigenfalls »gutes« und »erfolgreiches«, mindestens aber halbwegs handhabbares Leben führen lässt. Inmitten der Pandemie gewinnt ein solches Versprechen erheblich an Attraktivität.

Resilienz ist trotz aller Betonung der Notwendigkeit von Wandel, Transformation und Flexibilität ein grundsätzlich *konservatives* Konzept: es zielt auf die radikale Akzeptanz von unsicheren Umweltbedingungen. Dabei werden als »Umwelt« durchaus auch gesellschaftliche Rahmenbedingungen gefasst; auch Machtverhältnisse, Interessengegensätze, Ausbeutung und Ungleichheit erscheinen wie Naturphänomene, die sich ebenso wenig willentlich ändern lassen wie der Ablauf der Jahreszeiten. Ändern oder verbessern lässt sich aber der Umgang mit und in diesen Verhältnissen – nämlich qua flexibler Anpassung.

Resilienz als psychologisches *und* politisches Programm zielt nicht auf Gleichheit, Freiheit oder Emanzipation, sondern auf die Akzeptanz des Unvermeidlichen. Statt Widerstand und Kritik empfiehlt Resilienz die pragmatische Einpassung in die jeweils vorherrschende Normalität. Die Logik der Resilienz regiert, wo strukturell produzierte Krisenerscheinungen durch Verhaltensveränderungen so aufgefangen oder zumindest abgemildert werden sollen, dass eine grundlegende Systemtransformation vermieden werden kann. Sie gilt schließlich auch dort, wo Corona-Risikogruppen dazu aufgefordert werden, sich freiwillig selbst zu isolieren. Resilienz zielt auf das *Überleben* des Systems – und nicht auf seine Überwindung.

Auch der schöne Begriff der »Systemrelevanz« fügt sich geschmeidig in das Denken der Resilienz ein, weil er »das System« selbst unhinterfragt lässt. Resilienz kann in diesem Zusammenhang zum Beispiel bedeuten, Care-Berufe wie Pflegearbeit symbolisch und materiell genau so weit aufzuwerten, wie es notwendig ist, um die Care-Arbeiter*innen noch einigermaßen bei Laune und damit funktional zu halten, Stichwort Balkonklatschen und Bonuszahlung. Zugleich bleibt völlig unklar, welches »System« eigentlich durch die Zuschreibung von Relevanz geschützt werden soll: das Gesundheits- und Pflegesystem, das psychische System der Beteiligten und der Bevölkerung – oder nicht doch eher das flexibel-kapitalistische Reproduktionssystem?

Dass es weniger um Ersteres und vor allem um Letzteres geht, dafür spricht, dass nach der ersten Welle Wirtschaft und Konsum wieder hochgefahren wurden und damit auch der mögliche Kollaps des Gesundheitssystems in Kauf genommen wird. Und wo Luftfahrtkonzerne mit Milliarden von Steuergeldern gerettet werden, da dürften sich die auch von vielen Linken zu Beginn

der Pandemie geäußerte Hoffnung zerschlagen, dass Corona eine echte sozialökologische Transformation wahrscheinlicher werden lässt. Kurz: Die ständige Beschwörung der »Systemrelevanz« scheint es zugleich zu erschweren, die »Systemfrage« zu stellen. Systemerhalt heißt unter Coronabedingungen ganz offensichtlich: Sicherung (und gerade nicht: Transformation) der imperialen Lebensweise und des Überlebens der Großkonzerne.

Zur Denkfigur der Resilienz gehört, dass »Systemrelevanzen« zwar thematisiert werden, zugleich aber nicht nach den eigentlichen Ursachen für systemische Krisenerscheinungen gefragt wird. Diese erscheinen vielmehr als unvermeidliche Nebenfolgen von Wachstum und Entwicklung. So bleibt die Frage nach den *Ursachen* der Pandemie – Stichwort Agrobusiness, Finanzmarktkapitalismus, Verstädterung – in öffentlichen Debatten meist radikal ausgeblendet; die Pandemie erscheint wie eine Naturkatastrophe. Auf diese Weise wird eine Zukunft wahrscheinlicher, in der der pandemische Ausnahmezustand auf Dauer gestellt und die

Bevölkerung darin trainiert wird, resilient zu bleiben und zu werden, das heißt: sich flexibel den wechselnden Befundlagen anzupassen – etwa dem flexiblen zeiträumlichen Wechsel von Shutdown und Wiederhochfahren des wirtschaftlichen und sozialen Lebens.

Könnte es aber nicht trotzdem auch so etwas wie eine emanzipatorische Fassung von Resilienz geben? Die Chancen auf eine emanzipatorische Aneignung des Konzepts der Resilienz stehen schlecht. Resilienz ist mit Kernkategorien emanzipatorischer Bewegungen wie Autonomie, Kritik und letztlich auch Demokratie nur schwer vereinbar. Resilienz empfiehlt das Sich-fügen in das (kurzfristig) Notwendige und deklariert die Vorstellung einer willentlich und kollektiv herbeigeführten gesellschaftlichen Transformation nicht nur als naiv, sondern als gefährlich.

Ganz klar: Niemand möchte schlecht durch eine Krise kommen, niemand will krank, arm oder traumatisiert werden. Das Problem der Resilienz liegt woanders: in der Hochrechnung dieser alltagsweltlichen Selbstverständlichkeit in eine gesellschaftliche und politische Handlungsnorm – und in der damit verbundenen Botschaft, dass gesellschaftliche Bedingungen, also »das System« selbst grundsätzlich nicht (mehr) verhandelbar und veränderbar sind.

Wo von Resilienz die Rede ist, sollten wir deshalb aufmerksam bleiben. Es könnte sein, dass man uns damit eine Form der Anpassung abverlangt, die die Formen der Disziplinierung, gegen die sich die Kämpfe von 1968 richteten, irgendwann blass und harmlos erscheinen lässt. ☺

Auch der schöne Begriff der »Systemrelevanz« fügt sich geschmeidig in das Denken der Resilienz ein, weil er »das System« selbst unhinterfragt lässt.

Anpassung als Konzept

Das Konzept der Resilienz wurde bereits im 19. Jahrhundert entwickelt, wird aber erst um die Mitte des 20. Jahrhunderts einem größeren Publikum bekannt. Und dies in zwei parallelen und radikal unterschiedlichen Zuschnitten: einerseits als psychologisches Konzept, das versucht zu ergründen, warum manche Menschen besser mit schwierigen Lebensumständen klarkommen als andere. Und andererseits als revolutionäres Paradigma der Ökosystemtheorie, das den Abschied von dem bis dahin dominierenden Gleichgewichtsmodell einleitet. Resilienz verweist in diesem Zusammenhang auf die Fähigkeit von Wäldern, Flüssen und schließlich auch Sozialsystemen, selbst radikale Erschütterungen langfristig gut zu überstehen, wenn Interventionen von außen weitgehend vermieden werden. Die Schnittstelle beider Perspektiven, der psychologischen wie der ökologischen, liegt im Begriff der *Adaption*: Resilient ist – egal ob Regenwald, Finanzmarkt oder vom Burnout Betroffener – wer sich auf unvorhergesehene, belastende oder sogar existenzbedrohende Umstände so einstellen kann, dass es zu keiner nachhaltigen Beeinträchtigung kommt.